

Ein Gespräch mit Angelika Linke, emeritierte Linguistikprofessorin, Zürich, über Geschlecht und Sprache

«Ich plädiere für mehr Gelassenheit»

Wie schreibt man heute? LeserInnen? Leser*innen? Leser:innen? Im VPOD-Magazin wurden bisher meist beide Formen ausgeschrieben. Aber was heisst: beide? Wo es doch inzwischen eine Unzahl von Geschlechtern gibt? Vielleicht weiss die Linguistin Angelika Linke Rat. | Text: Christoph Schlatter (Fotos: zVg)

VPOD-Magazin: Ich habe seinerzeit – es ist über 30 Jahre her – das erste linguistische Proseminar an der Uni Zürich bei Ihnen besucht. Das war eine sehr geistreiche Veranstaltung, bei der ich ungemein viel gelernt habe. Mit der Zusage für dieses Interview haben Sie dann etwas gezögert...

Angelika Linke: ... weil die feministische Linguistik ja auch nicht mein Spezialgebiet ist. Aber weil Sie so nett gefragt haben und weil's der VPOD ist, habe ich dann doch zugesagt. Obwohl ich nicht weiss, ob Sie den erhofften Rat bei mir finden.

LeserInnen
 Leser/innen
 Leserinnen und Leser
 Leser*innen
 Leser_innen
 Leser:innen

Jüdinnen und Juden
 Schwäb_innen
 Französ*innen
 GöttInnen

Ihre FreundInnen leben im Ausland. Sie schreibt ihren FreundInnen regelmässig. Ihre Freundinnen und Freunde leben im Ausland. Sie schreibt ihren Freundinnen und Freunden regelmässig.



Angelika Linke

Das Binnen-I kennen wir ja schon lange. Aber mit der Debatte um den sogenannten Genderstern ist eine neue Dimension in die Debatte über die deutsche Sprache eingezogen. Und auch eine neue Dringlichkeit.

Seit die feministische Linguistin Luise Pusch in den 1970er Jahren aufzuzeigen begann, wie Frauen im alltäglichen Sprachgebrauch vielfach unsichtbar gemacht werden, ist viel passiert. Die WOZ hat als erste das sogenannte Binnen-I eingeführt. Auch der Schrägstrich oder die Nennung beider Formen ist gebräuchlich. Bei dieser Debatte ging es wie gesagt darum, den Frauen Sichtbarkeit zu verschaffen. Beim neuen Diskurs, der sich in Schreibungen mit Unterstrich, Genderstern oder Doppelpunkt manifestiert, geht es um Men-

schen, die sich in der bipolaren Geschlechterordnung nicht wiederfinden. Sie sollen mit einer besonderen Schreibung einbezogen werden. Diversität heisst das Stichwort.

Egal ob Binnen-I oder Sternli: Lügen wir uns damit nicht in die Tasche? Es sind so ja keineswegs beide Formen realisiert, die männliche und die weibliche. Sondern – wir sehen es am Umlaut und auch am Verschwinden der männlichen Deklinationseendung – bloss die weibliche, bei der die «Sollbruchstelle» zwischen Stamm und Endung hervorgehoben ist.

Was auf den ersten Blick zu sehen ist, ist in der Tat die weibliche Form – in einer etwas seltsamen Schreibweise. Dass wir mit grossem I oder mittels typografischer Zeichen im

Schriftlichen (und mit einem Knacklaut im Mündlichen) operieren, zeigt aber: Hier läuft ein Experiment. Verständlich sind diese Formen nur für Menschen, die den Diskurs der letzten Jahre und Jahrzehnte mitbekommen haben. Würde jemand aus den 1950er Jahren zu uns gebeamt, würde der oder die nur eine komisch geschriebene weibliche Form sehen und wüsste nicht, dass wir damit etwas zeigen wollen, nämlich dass Frauen ein gleich-

Frauen sind die besseren Autofahrer.

Frauen sind die besseren Autofahrerinnen.

«Die spezielle Schreibung zeigt: Hier läuft ein Experiment.»

berechtigter Teil unserer Gesellschaft sind. Oder sein sollen.

VPOD-Statuten

Art. 33

1 Der Landesvorstand setzt sich zusammen aus der Präsidentin bzw. dem Präsidenten und 8 weiteren Mitgliedern. Sie werden vom Kongress auf Vorschlag der Regionen oder Sektionen für eine Amtsdauer von 4 Jahren gewählt. Sie scheiden jedoch auf das Ende des Jahres aus, in welchem sie sich in den Ruhestand begeben. ... Der Landesvorstand wählt eines seiner Mitglieder zur Vizepräsidentin bzw. zum Vizepräsidenten. Im Übrigen konstituiert sich der Landesvorstand selbst.

2 Nachfolge während der Wahlperiode: Scheidet die Präsidentin bzw. der Präsident des Landesvorstandes aus, so wählt die Delegiertenversammlung des Verbandes die Nachfolgerin bzw. den Nachfolger. Bei Vakanzen unter den weiteren Mitgliedern des Landesvorstandes wählt die Delegiertenversammlung des Verbandes auf Vorschlag der Regionen und Sektionen die Nachfolgerinnen und Nachfolger gemäss den Bestimmungen von Art. 33 Abs. 1.

Wer viel zu schreiben hat, stellt fest, dass Texte auf diese Weise länger werden und oft irgendwie ungenau wirken. Oder dass es – wie im Beispiel mit den Autofahrerinnen (vorherige Seite) – schwer ist, das Gewünschte überhaupt zu sagen.

Der obige Artikel aus Ihren Statuten ist verständlich und erfüllt damit den Zweck von Sprache: verstanden zu werden. Der Rest ist unsere persönliche Wahl.

Die hat einerseits damit zu tun, ob mir Schönheit und Eleganz ein Anliegen sind oder ob ich kurz und bündig formulieren muss. Vor allem aber damit, was ich beim Gegenüber erreichen will. Es ist kein Zufall, dass man Doppelformen wie «Wählerinnen und Wähler» nach 1918 gehäuft findet: Die Parteien in Deutschland und in Österreich wollten gezielt die Frauen ansprechen – um von ihnen, denen neu das Wahlrecht zugestanden wurde,

gewählt zu werden. Vieles von dem, was uns heute neu erscheint, gab es schon früher, die «Studierenden» im 18. Jahrhundert, die «Gästin» schon im Mittelalter. Wenn jemand bewusst machen möchte, dass es um eine Frau geht oder dass Frauen ebenfalls in Frage kommen, sucht er oder sie nach einer weiblichen Form. Bevor die erste Frau im Flugzeugcockpit sass, war das Wort «Pilotin» allerdings nur ein Verweis auf eine Möglichkeit – und nicht die Beschreibung einer Realität.

Wobei Sprache ja immer zugesteht, dass man über Dinge reden kann, die es «nicht gibt». Das Einhorn ist ein beliebtes Beispiel dafür. Oder das Nonsensgedicht «Dunkel war's, der Mond schien helle». Wie halten Sie es denn in Ihren Texten? Wie schreiben Sie?

Ich selber benutze aus praktischen Gründen häufig das grosse I, das noch ganz aus der ersten Welle feministischer Sprachkritik oder «Sprachkorrektur» stammt. Aber es geht überhaupt nicht darum, ein System daraus zu machen, das jedes hinterletzte Fitzelchen unserer Rede durchdringt. Ich plädiere hier für einen gelasseneren Umgang mit dem Phänomen. Wir sprechen ja auch sonst nicht immer wohlüberlegt und genau. Aber wir sprechen so, dass wir in der Rede darstellen, welche Anliegen uns wichtig sind, wes Geistes Kind wir sind, was für eine politische Position wir einnehmen. Genau so soll der Umgang mit diesen neuen Formen sein: Sie sollen dort Verwendung finden, wo es wirklich drauf ankommt, wo es darum geht, eine Welt zu entwerfen, in welcher nicht der Mann der Prototyp ist. Und dann aber an möglichst prominenter Stelle: im Titel, in der Anrede,

im ersten Satz. Wenn auf Seite 7 dann mal nur die männliche Form verwendet wird – geschenkt. Buchhalterische Akribie ist fehl am Platz.

Eine wichtige Erkenntnis aus Ihrem Proseminar, damals, 1987, war, dass Sprache ein Laut-Zeichen-System ist und dass das Schriftliche historisch sekundär ist. (Was auch bei der Rechtschreibreform-Debatte in den 1990ern gern vergessen ging.) Über Abertausende von Jahren war Sprache rein mündlich. Sehr spät kam die Frage ihrer Verschriftung auf, die bekanntlich sehr unterschiedlich gelöst wird in Schangnau

und in Schanghai. Hier haben wir jetzt das Umgekehrte: Wir stehen vor dem Schriftlichen und fragen wie bei einer Fremdsprache: Und wie spricht man das jetzt aus?

«Die Diskussion in der Schweiz ist vergleichsweise unaufgeregt.»

Das ist eine wichtige Überlegung. Das grosse I der WOZ hat bei seinem Auftauchen auch bei denen, die diese innovative Form begrüsst haben, zur berechtigten Frage geführt, wie man im Mündlichen damit umgeht. Eine Möglichkeit ist es, eine Schriftform

wie «LehrerInnen» in die mündliche Doppelform «Lehrerinnen und Lehrer» aufzulösen. Eine andere ist die Markierung des grossen I mit einem

«Buchhalterische Akribie ist fehl am Platz.»

Glottisschlag. In Deutschland gehen derzeit die Wogen hoch, wenn Petra Gerster im ZDF Zuschauer*innen mit einem solchen Knacklaut ausspricht. Darf die das? Ich habe die Diskussion in der Schweiz dagegen immer als vergleichsweise unaufgeregt empfunden. Schon in meinen frühen Zeiten als Gymnasiallehrerin im Zürcher Oberland war es durchaus eine Variante, das I mit einem leichten Glottisschlag zu markieren. Das war in den 1980er Jahren. Die aktuelle Politisierung der Debatte – bis hin zur Forderung nach «Abschaffung des Genderwahns» aus der rechten Ecke – ist aber natürlich aufschlussreich. Offenbar wird hier ein gesellschaftspolitischer Nerv berührt. Schon das Verhältnis von Männlein zu Weiblein ist etwas Grundlegendes, Veränderungen in diesem Verhältnis können verunsichern. Und die jetzige Debatte weist noch darüber hinaus.

Die «alten Feministinnen» sind ja mit dem Genderstern keineswegs glücklich. Luise Pusch, die Doyenne der feministischen Linguistik, sagt sinngemäss (ich formuliere salopp): Wir Frauen, mit 52 Prozent die Bevölkerungsmehrheit, haben Jahrzehnte um Sichtbarkeit gekämpft. Und jetzt kommen die LGBTI-Leute daher und verlangen von uns, dass wir ihre Gruppe fördern und ihre Lösung übernehmen. Den Genderstern zwischen den Wortstamm und die Endung zu setzen, hält sie für einen Fehler: «Männer bekommen damit den Wortstamm und die Frauen wieder bloss die blöde Endung -innen.»

Angelika Linke

geboren 1954, ist emeritierte Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich und ständige Gastprofessorin an der Graduate School for Studies in Language and Culture in Europe der Universität Linköping/Schweden. In der Forschung spezialisierte sie sich auf Sprach- und Kommunikationsgeschichte; zugleich ist sie Autorin und Mitherausgeberin von Einführungs- und Lehrbüchern, so des legendären «Studienbuchs Linguistik», das seit 30 Jahren, immer wieder ergänzt und erweitert, zahlreichen Studierendengenerationen die Themen, Denkweisen und Diskurse der Linguistik eröffnete.

Die Feministinnen hatten den Anspruch, als Frauen sichtbar zu sein, in allen Kontexten als Akteurinnen zu erscheinen. Dass es Frauen gibt, hat ja niemand je bestritten. Das Sternlein soll nun aber signalisieren: Kinder, es gibt mehr als zwei

Geschlechter! Und mit dieser Infragestellung einer fundamentalen Kategorie tun sich viele verständlicherweise schwer. Auch ich bin erstaunt, wenn ich sehe, wie gross gemäss manchen Untersuchungen der Anteil jener ist, die sich in der geschlechtlichen Identität unsicher sind oder sich nicht klar zuordnen können oder wollen. Dann denke ich aber: Oho, da tut sich auf meine alten Tage hin noch was. Offene Grenzen sind immer interessant, in jeder Hinsicht. Auch in der Frage des Geschlechts. Und gerade für eine Linguistin. Die Sprache ist nur darum tauglich zur Kommunikation, weil sie nicht ganz genau ist. Wenn ich «Baum» sage, sehen Sie wahrscheinlich einen anderen Baum vor Ihrem inneren Auge als ich.

Lustig: Das Wort «Baum» steht auch in meinen Notizen, weil sich daran die Problematik der Bedeutung – auch Semantik genannt – sehr gut darstellen lässt. Man kann zeigen, dass drei Elemente daran beteiligt sind. 1. Ein Zeichen, nämlich die Lautung «Baum». 2. Etwas, das vom Zeichen bezeichnet wird, das in meinem Gehirn als Konzept von «Baum» vorhanden ist und aufgerufen wird, wenn Sie «Baum» sagen. Und 3. eine Welt, in der es Bäume gibt oder in der Bäume zumindest vorstellbar sind.

Die je nach Zone anders aussehen. Wenn Sie hoch in den Alpen leben, werden Sie einen anderen Baum vor sich sehen als eine Bewohnerin der Tiefebene.

Lebewesen
Pflanze
ausdauernde Pflanze
Baum
Nadelbaum
saisongrüner Baum
Lärche

Oder wenn vor meinem Elternhaus eine Trauerweide stand! Ich stelle mir zum Beispiel unter Baum eindeutig zunächst einen Laubbaum vor, auch eher einen freistehenden

«Die Existenz von Frauen war nie bestritten. Jene von Menschen zwischen oder jenseits der Geschlechter schon.»

Die Botanik definiert Bäume als ausdauernde und verholzende Samenpflanzen, die eine dominierende Sprossachse aufweisen, die durch sekundäres Dickenwachstum an Umfang zunimmt. Diese Merkmale unterscheiden einen Baum von Sträuchern, Farnen, Palmen und anderen verholzenden Pflanzen. (Wikipedia)

Nun, der Begriff der Diskriminierung trifft es hier vielleicht nicht ganz. Andererseits ist es richtig – und das ist das Problem des sogenannten generischen Maskulinums –, dass es praktisch ist, einen zusammenfassenden Begriff zu haben, eine Kategorie, die eine Ebene höher liegt. Wenn ich «die Bäcker» sagen könnte und damit auch alle Bäckerinnen erfassen würde, wäre das gewiss angenehm. Vielleicht ist «BäckerInnen» die neue generische Form? In meiner Kindheit in Schwaben wurde gerne auch das Neutrum verwendet: «Wenn ois no ebbes will, soll's es sagen.»

«S törf jedes no e Stuck Chueche näh», höre ich meine Grossmutter sagen.

Das Neutrum wäre eine angenehme generische Form, weil es ausserhalb der Männlich-weiblich-Polarität steht. Aber das sind eher dialektale Formen, die zudem für Menschen, die sich zwischen den Geschlechtern verorten, wenig attraktiv sind.

Im Zug hiess es früher sächlich-sächlich:

«Alles aussteigen!» Heute bitten die SBB «alle Reisenden auszusteigen». Wir sind uns jedenfalls einig, dass sich diese Dinge historisch wandeln. Wenn sich infolge Klimawandels die Bäume in unseren Breiten ändern werden, werden künftige Generationen nicht mehr die Buche, sondern vielleicht die Eiche als prototypischen Baum denken. Oder die Dattelpalme. – Der frühere geschäftsleitende VPOD-Sekretär Hans

als einen mitten im Wald. Da müsste sich ja eigentlich der Nadelbaum diskriminiert fühlen... Und die Palme, gehört die überhaupt dazu?

Oprecht wollte 1944 das Frauenstimmrecht einführen, indem er unter «jeder Schweizer» auch die Frauen verstanden wissen wollte. Emilie Kempin-Spyri trachtete auf diese Weise schon im 19. Jahrhundert die Zulassung als Anwältin zu erstreiten. Auch in der alten Bundesverfassung war diesbezüglich vieles unklar, erst recht nach Einführung des Frauenstimmrechts.

(Alte) Schweizerische Bundesverfassung (bis 31. Dezember 1999 gültig)

Art. 18

- 1 Jeder Schweizer ist wehrpflichtig. Das Gesetz sieht einen zivilen Ersatzdienst vor.
- 2 Wehrmänner, welche infolge des eidgenössischen Militärdienstes ihr Leben verlieren oder dauernden Schaden an ihrer Gesundheit erleiden, haben für sich oder ihre Familien im Falle des Bedürfnisses Anspruch auf Unterstützung des Bundes.

Art. 43

- 1 Jeder Kantonsbürger ist Schweizer Bürger.
- 2 Als solcher kann er bei allen eidgenössischen Wahlen und Abstimmungen an seinem Wohnsitz teilnehmen, nachdem er sich über seine Stimmberechtigung gehörig ausgewiesen hat.

Einmal sind es die Männer, einmal beide Geschlechter, was die politischen Rechte angeht jedenfalls seit 1971... Solche Verwerfungen gibt es in unterschiedlicher Weise in jeder Sprache. Oft ist im Kontext klar, was gemeint ist, zumindest im jeweiligen zeitgenössischen Kontext. Aber eben auch da nicht immer. Ich halte die Nennung beider Geschlechter und den expliziten Hinweis auf Frauen

zudem dann für sinnvoll, wenn wir prospektiv sind, wenn wir zum Ausdruck bringen wollen, wie wir uns die Welt denken. Da halte ich es für angezeigt, nicht eines der Geschlechter a priori verschwinden zu lassen. Denn die Sprache ist auf jeden Fall vorstellungslenkend. Sie definiert unsere Vorstellungen zwar nicht, aber sie lenkt sie. Und gerade weil wir uns dessen meist nicht bewusst sind, muss man solche Lenkungen aufdecken.

«Im Schwäbischen meiner Kindheit wurde oft das Neutrum verwendet.»

Es gibt ja viele solche Experimente. Man lässt Leute 5 Schauspieler aufzählen und andere Leute 5 SchauspielerInnen. Und vergleicht das Resultat.

Ein Unfall (1. Fassung)

Vater und Sohn fahren im Auto. Sie haben einen schweren Unfall, bei dem der Vater sofort stirbt. Der Bub wird mit schweren Verletzungen in das nächste Spital gebracht. Alles wird für die Operation vorbereitet, da ruft der Chirurg aus dem OP: «Ich kann ihn nicht operieren, er ist mein Sohn!»

Grosse Verwirrung... Wie kann das sein, wo der Vater doch tot ist? Es gibt noch eine andere Fassung der Geschichte.

Ein Unfall (2. Fassung)

Vater und Sohn fahren im Auto. Sie haben einen schweren Unfall, bei dem der Vater sofort stirbt. Der Bub wird mit schweren Verletzungen in das nächste Spital gebracht. Alles wird für die Operation vorbereitet, da schallt es aus dem OP: «Ich kann ihn nicht operieren, er ist mein Sohn!»

Auch an diesem Rätsel – ausprobieren! – scheitern viele. Es liegt also nicht ausschliesslich an der Sprache, dass wir uns die Mutter nicht als Chirurgen denken können. Sondern doch wohl auch an der Welt und daran, dass Chirurgen bis dato nicht so häufig waren.

Umgekehrt können die Krankenschwestern noch so oft in Pflegefachleute umbenannt werden; die meisten werden trotzdem an Frauen denken, weil es schlicht mehr davon gibt. Wie gesagt: Die Sprache legt eine Interpretation der Welt nahe, sie determiniert sie aber nicht.

In der DDR war der Sprachgebrauch so, dass auch Frauen sagten: «Ich bin Arzt.»

In meinem DDR-Kochbuch, erschienen im «Verlag für die Frau», steht, dass der «Verlagsdirektor» Edith Konecny hiess und der «Leiter der Redaktion» Oda Tietz. Auch heute höre ich noch

in Ost-Berlin von Frauen zum Beispiel: «Ich bin Optimist.»

Diese Sprechweise war in der DDR absolut üblich und ist es teilweise

in den neuen Ländern noch immer. In den 1960er und 1970er Jahren fand man sie auch im Westen. Frauen sagten: «Ich bin Architekt.» Denn wenn sie sich als Architektin vorstellten, so sagten sie, dächten alle an eine Innendekorateurin. Die männliche Bezeichnung hat mehr Prestige, was sich besonders deutlich am Beispiel des Sekretärs und der Sekretärin zeigen lässt. Letztere ist in der Vorstellung eine Schreibkraft ohne Entscheidungsbefugnis, der Sekretär ist aber ein leitender, lenkender Mensch, wie der Uno- oder der Nato-Generalsekretär.

Wenn wir das nun aber wieder mit der Lebenswirklichkeit vergleichen, dann bleibt – bei aller Kritik an der politischen DDR –, dass Frauen dort in mancher Hinsicht besser dran waren als ihre Zeitgenossinnen im Westen. Obwohl sie sprachlich wenig repräsentiert waren. Sie waren finanziell unabhängig und konnten ihre Männer fortschicken, wenn die frech wurden oder untreu.

Absolut: Frauen waren berufstätig; es gab ausgebaute Kinderbetreuungseinrichtungen auch auf dem Lande. Aber klar ist auch, dass Frauen eine Doppelbelastung trugen: Am Feierabend begann die «zweite Schicht». Ein Autorenkollektiv will neulich in einem Vergleich von rund vier Dutzend Sprachen herausgefunden haben, dass die grammatische

Zweigeschlechtlichkeit einer Sprache die Gleichstellung im tatsächlichen Leben behindert. Tendenziell sei es um die Frauenrechte dort besser bestellt, wo eine Sprache

gesprochen wird, die nur ein Geschlecht kennt. Gegenbeispiele lassen sich jederzeit finden. Etwa das Türkische. Dort gibt es nur ein Geschlecht...

...und trotzdem wird man die Türkei nicht als führende Nation punkto Gleichstellung betrachten.

Dennoch sind die Studien ein Hinweis darauf, dass Sprache, wie ich schon sagte, gewis-

se Dinge vielleicht nahelegt. Hemdsärmelig formuliert: Jede Gesellschaft kann Frauen unterdrücken, so viel sie will, völlig unabhängig von der Sprache. Dass in einem Berufsfeld die Löhne sinken, wenn der Frauenanteil steigt, ist ja ein globales Phänomen. Frauen und ihre Leistungen werden gesellschaftlich unter-

bewertet, durchs Band, überall auf der Welt. Und diese soziale Ungleichheit hängt nicht von einem generischen Maskulinum ab, sondern wird allenfalls dadurch unterstützt oder konserviert.

Dann hat womöglich die Arzt-Barbie mehr als jede Sprachregelung dazu beigetragen, dass Frauen im Medizinstudium heute die Mehrheit bilden?

Eine Barbiepuppe, die sich offenbar sehr schlecht verkauft hat, wie ich gehört habe... Die Entwicklung hat in vielen Milieus stattgefunden. Auch in meinem. Als ich an die Uni kam, gab es kaum Professorinnen. In nahezu jedem akademischen Gremium, in das ich kam, war ich die erste Frau. Es ist ein unglaublicher Wandel, der sich da vollzogen hat. Aber auch die Sprache ist fluid. Die Bedeutungen sind nicht festgenagelt. Wir sprechen alle deutsch. Und sprechen alle nicht mehr wie Notker von St.Gallen im Jahr 900.

Die Entwicklung hat in vielen Milieus stattgefunden. Auch in meinem. Als ich an die Uni kam, gab es kaum Professorinnen. In nahezu jedem akademischen Gremium, in das ich kam, war ich die erste Frau. Es ist ein unglaublicher Wandel, der sich da vollzogen hat. Aber auch die Sprache ist fluid. Die Bedeutungen sind nicht festgenagelt. Wir sprechen alle deutsch. Und sprechen alle nicht mehr wie Notker von St.Gallen im Jahr 900.

Geil!

Das Adjektiv «geil» ist ein besonders schönes Beispiel dafür, welche Bedeutungsverschiebungen – Verengungen und Ausweitungen – ein Wort durchlaufen kann. Ursprünglich trug «geil» die Bedeutung «kraftstrotzend, begierig, üppig».

Das Wort wurde dann auf die sexuelle Komponente eingeschränkt – bedeutete also «lüstern, sexuell erregt, triebhaft». Die Jugendsprache verlieh in jüngster Zeit «geil» wieder eine allgemeine Bedeutung, so dass heute fast alles wieder «geil» sein kann. Oder «huere-geil». Oder «affegeil».

«Sprache lenkt unsere Vorstellung, determiniert sie aber nicht.»

Diese Erkenntnis scheint mir zentral. Die Bedeutungen kleben nicht fix an den Lautungen, sondern sie sind flexibel. Mal ändert nur die Bewertung, etwas negativ Konnotiertes wird positiv, wie bei «wahnsinnig» und «verrückt» und vielen anderen Verstärkungswörtern. Und beim Wort «schwul». Das Bezeichnete ist nie identisch mit seiner Bezeichnung. «Ceci n'est pas une pipe», schrieb René Magritte unter die Pfeife. Was auf den ersten Blick paradox ist, ist auf den zweiten absolut richtig. Das wird spätestens dann klar, wenn ich diese Pfeife rauchen will.

Genau dieses Bewusstsein müssen wir fördern. Es ist im sprachlichen Alltag völlig selbstverständlich, dass Wörter je nach Kontext Unterschiedliches bedeuten. Es gibt nicht die eine, «richtige» Ausdrucksweise. Sprache ist immer Wildwuchs, ist immer Gleichzeitiges von Ungleichzeitigem. Gewisse Ausdrucksweisen verdrängen andere; wer die ältere Version verwendet, möchte damit etwas sagen. Wenn heute eine Frau sich mit «Ich bin Arzt» vorstellt, wundern wir uns ein wenig. Oder wenn jemand weiss, was «der Wähler» mit seiner Stimme gewollt hat. Wobei auch ich sagen würde: «Ich muss heute noch zum Arzt.» Aber hier geht es nicht um die konkrete Person; es handelt sich vielmehr um einen stehenden Ausdruck.

Während wir in der Schweiz «italienisch essen» gehen, speist man in Deutschland (aber zunehmend auch hierzulande) «beim Italiener»... Kommen wir nun zu einem Prinzip, das ich ebenfalls bei Ihnen im Proseminar vor 34 Jahren als ein für

«Ein Geflüchteter kann einer sein, der sich einem Regenguss oder einer nervigen Seminarveranstaltung entzieht, ein Flüchtling dagegen flieht vor Krieg, Gewalt oder politischer Verfolgung. Der Bedeutungsunterschied ist in allen besseren Wörterbüchern des Deutschen niedergelegt. Niemand von den elf Millionen Menschen, die am Ende des Zweiten Weltkriegs ihre Heimat verlassen haben, hat sich als Geflüchteter bezeichnet, alle waren Flüchtlinge und sind es geblieben. Es gibt überhaupt keinen Grund, das Wort Flüchtling aus dem Deutschen zu vertreiben, sieht man vom Gendern ab.»

Peter Eisenberg
in der Süddeutschen Zeitung,
2. März 2017

Sprache wesentliches kennengelernt habe – nämlich das Gegensatzpaar markiert/unmarkiert. Sprache neigt dazu, Alltägliches mit kurzen, unscheinbaren Wörtern und Formen – also «unmarkiert» – zu sagen und Seltenes und Besonderes mit längeren und spezielleren Formen. Es dürfte keine Sprache auf der Welt geben, in der Wörter wie Haus, Mutter, Brot, Sonne, Tag, essen, schlafen u. dgl. 13 Silben haben. Und wenn es inzwischen das Gewöhnlichste auf der Welt ist, dass in einem Spital männliche und weibliche und dazwischenstehende Medizinpersonen tätig sind, dann dünkt der Begriff «Ärztinnen und Ärzte» oder auch «Ärzt*innen» für den Normalfall doch recht sperrig. Oder im Schwimmbad: Reicht eine Tafel «Ab hier nur für Schwimmer»? Oder bin ich dann schuld, wenn eine Nichtschwimmerin ertrinkt?

«Wir sehnen uns alle nach einer kurzen Form, die alle einschliesst.»

absolut argumentieren. Wir alle sehnen uns nach einer kurzen und neutralen Form für alles. Sprachliche Ökonomie ist ein Kriterium, das aber natürlich auch vom Kontext und von meiner Zielsetzung abhängt. Eine Stellenanzeige erfordert etwas anderes als ein Roman oder ein Gedicht. Aber das generische Maskulinum, also die in Bezug auf das natürliche Geschlecht neutrale Verwendung der männlichen Form, hat seine Unschuld längst verloren, falls es sie je besass. Zumindest klingt es genau gleich wie jenes Maskulinum, welches das natürliche Geschlecht bezeichnet und welches tatsächlich nur auf Männer Bezug nimmt.

Das kann ich nachvollziehen. Ich verstehe auch die «Stolperstein»-Logik. Ich sage diesen Knacklaut, ich schreibe dieses Sternchen oder das Binnen-I, um zu sagen: Überleg mal, welche Geschlechter hier vertreten sind. Aber mit diesen Formen tue ich das dann auch dort, wo ich die Gedanken meiner Leserschaft nicht auf diesen Aspekt lenken möchte. Und was, wenn ich es selber nicht weiss? Wenn ich zum Beispiel einen Aufsatz schreibe über das Schweizer Söldnerwesen im 16. und 17. Jahrhundert. Wahrscheinlich war da keine Frau dabei – oder höchstens als Marketenderin. Aber ganz sicher kann ich nicht sein.

Das ist eine wichtige Überlegung. Ich habe dafür auch keine pfannenfertige Lösung. Denn es gibt keine.

Sind wir nicht, Frau Linke, einfach in dem Paradox gefangen, dass alle Emanzipationsprozesse, die Unterschiede zwischen Geschlechtern, Klassen oder sonstigen Gruppen überwinden wollen, gerade diese Unterschiede betonen und in den Vordergrund stellen müssen?

Sehr richtig erkannt. Das ist das Schwierige daran. Viele Menschen sind verunsichert und trauen sich gar keine Wortmeldung mehr zu, weil

«Es gibt keine Sprachpolizei. Und es darf keine geben.»

da gewiss gleich jemand aufmerkt und sie eines Fehlers zeigt. Das halte ich für wenig fruchtbar. Denn es gibt keine Sprachpolizei. Und es darf auch keine geben. Im deutschen Sprachraum existiert niemand, der verordnen könnte, wie wir sprechen sollen. Die Sprache muss flexibel bleiben, sonst sperren wir uns selber ein.

Lassen Sie uns das Beispiel «Flüchtlinge» und «Geflüchtete» anschauen. Urpötzlich setzte sich in flüchtlingsfreundlichen Kreisen die Auffassung durch, das Wort «Flüchtling» besitze eine negative Konnotation – wie alle Wörter auf «-ling», angeblich. Was für den Schönling und den Schreiberling zwar zutrifft, aber nicht auf Setzling, Zwilling oder Liebling. Aber plötzlich war, wer noch «Flüchtling» schrieb, ein halber Nazi.

Genau diese öffentliche Beschämung finde ich problematisch. Wenn ich «Flüchtling» schreibe, heisst das ja nur, dass ich mich sprachlich vielleicht eher traditionell ausdrücke und gewisse Diskurse, die nicht zwingend der Weisheit letzter Schluss sein müssen, nicht mitverfolgt habe. Im Schwedischen übrigens heissen Geflüchtete «Ny-anlända», sind also die neu Angekommenen, was die Perspektive statt in die Vergangenheit der Flucht in die Zukunft des Hierseins legt. Die Debatte über die Endung «-ling» ist übrigens alt. Ihr fiel seinerzeit schon der Lehrling zum Opfer, der heute Azubi oder Lernender heisst. Natürlich gibt es sprachliche Kippfiguren; auch hier bewirkt der Gebrauch eine Verschiebung der Konnotation. Als Sprachhistorikerin weiss ich auch, wie verheerend Sprache angewendet werden kann – etwa im Nationalsozialismus. Aber ich sehe auch, wie gelingende Sprachanwendung geht, wenn ich an die Philosophen der Aufklärung denke.

Sie sahen sich vor das Problem gestellt, mit einer überkommenen Sprache, die dazu nicht angelegt war, vollkommen neue Gedanken zu formulieren und eine neue Welt zu entwerfen. Und das geht!

Und dann gibt es auch noch den ganz konkreten Aspekt des Sprachverstehens. Für kognitive Beeinträchtigte oder für Blinde bedeuten typografische Sonderzeichen eher Ausschluss als Inklusion.

Stellungnahme des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes

Für blinde und sehbehinderte Menschen ist das Gendern durch Satz- und Sonderzeichen problematisch. Personen, die Texte vorlesen, gehen unterschiedlich mit diesen Zeichen um. Aus dem geschriebenen Wort Kommunikator*in wird in der gesprochenen Sprache wahlweise Kommunikator oder Kommunikatorin oder das Sonderzeichen wird mit vorgelesen, wobei diese Variante oft als störend für den Lesefluss empfunden wird.

Auch Computersysteme können Texte vorlesen. Dabei gibt es unterschiedliche Optionen, wie Satz- und Sonderzeichen behandelt werden – je nachdem welche Software, also welcher Screenreader, verwendet wird. Gelingt es, das Vorlesen bestimmter Zeichen gezielt zu verhindern, werden diese immer unterdrückt – beispielsweise wird ein Stern, der in einem Formular ein Pflichtfeld markiert, dann ebenfalls nicht vorgelesen.

Auch das ist ein sehr wichtiger Aspekt, der sich nicht einfach vernachlässigen lässt und der in die Debatte einbezogen werden muss.

Gleichstellung in der Schule

Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich

«Eine geschlechtergerechte Sprache zu pflegen, ist nicht schwierig. Wählen Sie alternative Begriffe, die das Geschlecht neutralisieren oder von ihm abstrahieren, wenn die Angabe des Geschlechts unwichtig ist:

- geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen: «Lehrkräfte», «Lehrpersonen», «Schulkinder»
- unpersönliche Bezeichnungen von Funktionen und Institutionen: «das Kollegium», «die Schulleitung», «das Schulpersonal»
- geschlechtsunspezifische Personenbezeichnungen: «jeder Mensch», «jede Person»
- Kollektivbezeichnungen: «Nationalteam» statt «Nationalmannschaft», «Teamzimmer» statt «Lehrerzimmer»
- geschlechtsneutrale Pluralformen: «Leute», «Eltern»...

... Formulieren Sie Sätze so um, dass geschlechtsbezogene Begriffe umgangen werden, wenn die Angabe des Geschlechts unwichtig ist:

- mit Pronomen («wer die Prüfung absolviert hat, kann ...»)
- durch direkte Anrede («Bitte beachten Sie folgenden Hinweis: ...»)
- mit dem modalen Infinitiv («... ist bitte auszufüllen!»)
- durch einen Passivsatz («Die Noten werden morgen bekannt gegeben.»)
- mit Hilfe von Adjektiven («Die ärztliche Diagnose steht morgen fest.»)

Aus: Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich: «Gleichstellung in der Schule», 2021

Zurück ins Hier und Heute: Können wir uns darauf verständigen, dass es zumindest nicht einfach ist, gendert oder geschlechtersensibel zu reden oder zu schreiben? Und dass uns das Kleinreden des Problems, wie im oben zitierten Büchlein der Gleichstellungsstelle der Stadt Zürich, auch nicht weiterhilft?

Ja, natürlich ist das schwierig! Das Deutsch, das wir heute sprechen, spiegelt die männerdominierte Welt der letzten

«Unser Deutsch spiegelt die männerlastige Welt der letzten Jahrhunderte.»

Jahrhunderte. Wir schleppen in der Sprache die Vergangenheit immer mit uns. Diesen Ballast werden wir nicht so schnell los; darüber sollten wir uns im Klaren sein. Darum sage ich: Es geht heute nicht nur darum, die Welt zu spiegeln, in der wir leben. Sondern auch prospektiv die Welt zu zeigen, wie wir sie uns denken.

Damit Sprache funktioniert, braucht es nicht nur eine Sprecherin, sondern auch jemanden, der versteht, was die Sprecherin sagen will. Dazu gehört wohl auch, dass ich mit gewissen Signalen den Goodwill zum Zuhören oder zum Lesen schaffe – oder eben verspiele. Ich kann im VPOD nicht mit dem generischen Maskulinum operieren, selbst wenn ich das bequem fände.

Vermutlich nicht. Wenn Sie nur von «Kollegen» schreiben würden und behaupteten, die Kolleginnen seien mitgemeint, wäre das wahrscheinlich ein Problem für Ihre Mitglieder. Und für Sie. Klar, ein Teil der Leserinnen würde das überhaupt nicht bemerken. Ein anderer Teil würde die Stirn runzeln, einige würden Leserinnenbriefe schreiben...

«Verortungen erleichtern das Leben. Aber sie sind immer auch Gefängnisse.»

... und ein paar würden, aus dem VPOD austreten. Obwohl es natürlich auch und gerade in den Gewerkschaften den Standpunkt gibt, dass noch keine einzige Reinigungskraft auch nur 5 Rappen mehr Lohn bekommen hat durch gendertgerechte Sprache. Das stimmt ja auch.

Man kann sagen: Sprache hinkt im Allgemeinen hinterher. Was die Gleichstellung der Frauen anging, hatte es in der Gesellschaft längst zu brodeln begonnen, als die Sprachwissenschaft auf das Thema kam. Aber in gewissen Punkten kann die Sprache vielleicht auch vorangehen. Wir sprachen darüber: Die Infragestellung der eindeutigen Geschlechtszuordnung ist etwas Fundamentales; das erschüttert viele Menschen, gerade weil ja ohnehin Identitäten und Gewissheiten en masse am Bröckeln sind. Aber darin liegt ja auch ein positives Potenzial. Verortungen – auch jene als Mann oder als Frau – erleichtern das Leben ungemein, klar. Zugleich sind sie Gefängnisse. Das gilt für alle Verortungen, für alle

Schubladen, für alle Etikettierungen. Wohnen wir dem Beginn der Auflösung der Zweigeschlechtlichkeit bei? Wenn dem so wäre, dann erfolgte das in einer Zeit, in der sich auch die biologische Genealogie ver-

abschiedet, in der es nicht mehr notwendig einen Mann und eine Frau und einen Geschlechtsakt braucht für die Weitergabe von Leben. Ein heutiges Kind hat vielleicht keine Mutter oder zwei. Dass Kinder von Leihmüttern ausgetragen werden, ist für die indische Oberschicht bald der Normalfall. Schwangerschaft und Geburt sind outgesourct. Vielleicht wird man Kinder eines Tages aus Gensequenzen zusammensetzen und in künstlichen Gebärmüttern reifen lassen. Zugegeben, das sind zum Teil Horrorvisionen. Aber die

zeitliche Koinzidenz mit der Infragestellung der bipolaren Kategorie Geschlecht ist zumindest bemerkenswert.

Kann es sein, dass wir einfach zu alt sind? Und dass die Jungen über solche Fragen ganz anders denken?

Wir sind alt, jawoll. Eine Kollegin von mir, früher Antje Hornscheidt, heisst heute Lann Hornscheidt und wünscht weder mit weiblichen noch mit männlichen Pronomen angesprochen zu werden. Ich kannte sie noch un-

ter ihrem Geburtsnamen Antje, ich mag sie – und ich finde es auch nicht ganz einfach, sie weder als Frau noch als Mann zu «lesen» und im Brief mit «Lieb Lann» anzureden. Und ein Pronomen fehlt mir überhaupt. Aber ich lerne dazu. Und wenn ich den Unterstrich oder den Doppelpunkt verwende, bringe ich damit zum Ausdruck, dass ich bestimmte Denkweisen über die Welt an mich heranlasse, auch wenn sie in meinem Denken vielleicht noch nicht vollständig installiert sind. Vielleicht ticke ich noch in einem vorherigen – bipolaren – Modus. So wie man womöglich eine anerzogene Religiosität, einen Kinderglauben nie ganz verliert. Obwohl ich mit dem christlichen Gott längst nichts mehr anfangen kann, passiert etwas mit mir, wenn ich eine Kirche betrete. Wir leben mit Brüchen und Widersprüchen.

Meine Rede: Der Umgang mit und das Aushalten von Widersprüchen gehört zu den Kernkompetenzen des 21. Jahrhunderts. Es lässt sich einfach nicht vollkommen «richtig» und «gut» leben, ökologisch, ohne Rassismus, ohne Sexismus. So sehr wir uns das wünschen.

Dieses «So müsst ihr's machen» hat auch etwas Ausgrenzendes. Wer anders spricht oder schreibt, ist schon mal daneben.

Das finde ich entsetzlich. Menschen sind in ihren Äusserungen deutbar. In jedem Beziehungskrach findet das statt: «Du hast gesagt...» «Hab's aber nicht so gemeint...»

«Es ist entsetzlich, wenn Gendersprache ausgrenzend wird.»

Das Fräulein in der Kulturgeschichte

Personen: Fräulein Maria (1500–1575), Regentin der Herrschaft Jever; Fräulein Vroni (*1946), bayerische Diseuse und Komikerin; Fri. Menke (*1960), deutsche Sängerin; Fräulein Schneider (*1964), deutsche Sängerin und Schauspielerin; Frölein Da Capo (*1979), Schweizer Musikerin und Kolumnistin.

Ortsnamen: Fräulein Steinfurt, Ortsteil in Mecklenburg-Vorpommern.

Literatur: «Das Fräulein von Scuderi» von E.T.A. Hoffmann (1819); «Fräulein Julie» von August Strindberg (1888); Fräulein Else» von Arthur Schnitzler (1924); «Fräulein Smillas Gespür für Schnee» von Peter Høeg (1992).

Filmtitel: Fräulein Seifenschaum, Stummfilm (D, 1915); Fräulein Kitty, Film (USA, 1940); Hallo Fräulein!, Spielfilm (D, 1949); Fräulein vom Amt, Filmkomödie (D, 1954).

Musik: Bezauberndes Fräulein, Operette von Ralph Benatzky (1933); Hallo, Fräulein!, Filmsong (1943) (Quelle: Wikipedia).

«Hast's aber wörtlich so gesagt...» – In einer Welt, in der die Kategorie Geschlecht problematisch wird, wird sie es dann eben auch in der Sprache. Und wenn Menschen ihre Ideen, das Dilemma zu lösen, propagieren, ist dagegen auch nichts einzuwenden. Es ist nur die Vorstellung unrealistisch und nicht zielführend, dass sich alle von heute auf morgen an eine bestimmte Linie zu halten hätten. Für den Augenblick kann ich nur so viel sagen: Wenn ich selber bekanntgeben möchte, dass ich in der Frage «Männlein und Weiblein und alle dazwischen» eine offene, gleichstellende Position einnehme, dann werde ich versuchen, das auch sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Aber ich bin gegen die Vorstellung von absoluter Einheitlichkeit.

Also weder Einheits- noch Reinheitsgebot für die Sprache?

Es gibt neue gesellschaftliche Realitäten, es gibt gesellschaftspolitische Wünsche, und es gibt drittens eine grosse allgemeine Verunsicherung. Und auch um über die Sprache zu sprechen, haben wir nur die Sprache...

...ein Paradox der Linguistik! ...

... eine Sprache, für die teils praktikable und teils weniger handliche Vorschläge vorliegen. Aber es gibt nicht «die» Lösung.

Aber lassen Sie mich Klartext reden, Herr Schlatter: Sie haben die Ausgangslage und die Problemzonen doch ganz richtig skizziert und mit Beispielen hinterlegt. Eigentlich müssten Sie gar nicht mit mir sprechen.

Doch, muss ich. Denn als Nebenfachling kann ich nicht die gleiche Autorität für meine Aussagen beanspruchen wie eine Linguistikprofessorin. Und dass alte weisse Männer sich überhaupt zu solchen Fragen äussern, wird von einigen kritisch gesehen.

Ja, das ist auch so ein Blödsinn. Also wirklich. Etwas ganz Dummes. Als ob keine konservativ denkenden und sprechenden Frauen existierten! Gewiss gibt es

spezifische Diskriminierungserfahrungen, beispielsweise von People of Color, die ich als Weisse nicht habe und nicht haben kann. Aber wir müssen ja trotzdem miteinander reden. Gerade mit anderen Erfahrungen und Dimensionen müssen wir uns auseinandersetzen. Ein Bildersturm hilft uns da nicht weiter. Ich finde es beispielsweise vollkommen

unverständlich, dass die Stadt Zürich jetzt die «Mohren» in Häusernamen abkratzen oder übermalen will. Ein erklärendes Schild danebenstellen: gern. Aber wegmachen? Das ist Geschichtsklitterung. So wie der Abriss des Palasts der Republik in Berlin für mich ein Sündenfall ohne Gleichen ist. Das war ja die einzige Institution, die funktioniert hat in der DDR... Zurück zur Sprache: Nochmals, Herr Schlatter, ich habe keine dezidierte Einstellung, wie man «es» machen muss, welche Formen man sprechend oder schreibend verwenden soll. Ich hinterfrage als Linguistin das generische Maskulinum. Ich weiss, dass Sprache sich ändert. Aber ich weiss auch, dass Sprachgebrauch und Sprachsystem zweierlei Paar Schuhe sind. Semantisches, also die Bedeutung der Wörtlein, wandelt sich rasch. Nehmen Sie das «Fräulein», das innerhalb weniger Jahre aus dem Sprachgebrauch verschwunden ist. Wo es um die Grammatik geht, das eigentliche System, das Räderwerk der Sprache, dauert es länger. Im Deutschen haben wir nun mal das Geschlecht als grammatische Kategorie und dessen unselige Verquickung mit dem realen Geschlecht von Personen vor dem Hintergrund einer männerlastigen Geschichte. Das abzuschütteln ist nicht eine Sache von Jahrzehnten, sondern eher von Jahrhunderten.

Gelegentlich kann einem aber der messianische Furor schon auf die Nerven gehen, der in der Debatte steckt. Oder?

Da krieg ich auch die Krätze.

Zumal ja ein eingefordertes stereotypes Bekenntnis irgendwann seinen Sinn verliert, leer wird. Angela Merkel musste für ihr Doktorat in der DDR noch eine Zusatzarbeit über die Segnungen des Marxismus-Leninismus abliefern. Hat sie gemacht. Note: genügend. Die Physikarbeit erhielt die Bestnote.

Der US-Präsident muss sagen, dass er für sein Volk betet. Egal, wie gläubig er wirklich ist. Ich, Angelika Linke, möchte mich mit meinen sprachlichen Äusserungen

als eine zu erkennen geben, der an einer gleichberechtigten Beteiligung beider oder aller denkbaren Geschlechter gelegen ist. Aber ich bin dabei nicht dogmatisch und gehe nicht systematisch vor. Systematik mag in gewissen Denkkzusammenhängen nützlich sein. Im Leben ist sie es eher nicht.

«Die Semantik ändert sich schnell, die Grammatik nur sehr langsam.»